

- **Zum 190. Geburtstag von Jules Verne**
- **Einmal um die Welt – spontan und ohne Eltern**
- **Rüdiger Bertram verwandelt den Klassiker mit Witz und Gespür für die Zielgruppe**

Tobi hasst Alexandra! Sie ist hübsch, schlau, cool, viel gereist – und als würde das nicht reichen, spielt sie auch noch besser Fußball als er. Nachdem er schon wieder eine Niederlage einstecken musste, brüllt Tobi Alexandra seinen ganzen Frust ins Gesicht: Ihm doch egal, ob sie alle Bälle hält oder es mit den Piloten-Flugmeilen ihres Vaters in 80 Tagen um die Welt schafft!

Doch mit Alexandras Antwort hätte Tobi niemals gerechnet: „Acht Tage. Ich reise in acht Tagen um die Welt. Wetten wir? Und du kommst als Zeuge mit.“

Völlig verdattert sitzt Tobi ein paar Tage später neben seiner Erzrivalin im Flieger. Kurs: einmal um die Welt. Ganz allein, ohne Eltern. Irgendwie schräg, aber auch genial, nur langsam dämmert es Tobi, dass mehr hinter ihrer Wette steckt. Alexandra verheimlicht ihm etwas und das bringt die beiden in ganz schöne Schwierigkeiten ...



1. KAPITEL

Anfangs konnte ich sie nicht leiden. Nein, das trifft es nicht. Es war schlimmer. Ich habe sie gehasst. So sehr, wie man als Dreizehnjähriger hassen kann, und da ist Platz für eine ganze Menge Hass. Aber das wisst ihr wahrscheinlich selber. Das brauche ich euch nicht erst zu erzählen.

Das mit dem Hass hatte übrigens nichts damit zu tun, dass ihre Eltern reicher sind als meine. Ehrlich nicht! Von mir aus könnte denen die ganze Welt gehören, wäre mir völlig egal. Außerdem tut sie das ja auch. Irgendwie jedenfalls. Ihr Vater ist Pilot und ihre Mutter Stewardess. Die waren schon überall. Zu Hause sind die eher selten, und wenn ich die Wahl und das nötige Kleingeld hätte, würde ich es genauso machen. »Diese Stadt ist nicht mal halb so groß wie der Friedhof von Chicago, aber doppelt so tot«, hat mein Opa früher immer gesagt und das stimmt. Überall ist es besser als hier, aber das ist auch ziemlich einfach.

Es ist nicht so, dass sie mit dem Fliegerjob ihrer Eltern ständig rumgeprahlt hätte. Nur ab und zu hat sie Sachen in die Schule

gebracht, die ihre Eltern aus den letzten Ecken der Welt als Mitbringsel angeschleppt hatten. Gruselige Holzmasken aus Afrika, bunt bemalte Straußeneier aus Australien oder riesige karibische Schneckenmuscheln, in denen man das Meer rauschen hört, wenn man sie sich ans Ohr hält. Dann kamen alle angerannt, um zu sehen, was sie diesmal dabei hatte. Ich nicht. Ich blieb auf meinem Stuhl hocken und habe höchstens unauffällig aus der Ferne einen Blick riskiert. Sehen konnte ich nichts, weil alle um sie herumstanden, bis unser Lehrer kam und die Versammlung aufgelöst hat, um mit dem Unterricht anfangen zu können.

Glaubt jetzt bloß nicht, dass ich irgendwie neidisch auf sie war. Das ist totaler Quatsch. Es interessierte mich nur einfach nicht, und dass alle sie mochten, war mir auch egal. Ich bin sowieso lieber für mich allein. Und dass sie besser in der Schule ist, fließend Englisch und Französisch spricht, gut rechnen kann und außerdem noch toll aussieht, hat mich auch nicht gestört. Das ist ja nicht ihr Verdienst. Sie hat einfach Glück gehabt, dass sie schlank und groß ist und glatte blonde Haare und keinen einzigen Pickel im Gesicht hat. Nicht so wie ich. Aber ich finde Perfektion ja sowieso eher langweilig. Die anderen Jungen in unserer Klasse finden Perfektion überhaupt nicht langweilig, die finden sie alle einfach nur todschick.

Okay, ich gebe es zu. Wahrscheinlich war ich doch ein bisschen neidisch. Aber das ist nicht der Grund, warum ich sie nicht leiden konnte.

Der Grund, warum ich sie hasste, war Fußball.

Sie und ich spielen in derselben Mannschaft, weil es bei uns im Verein zu wenige Mädchen für ein eigenes Team gibt. Wir sind beide Torhüter. Und genau das war das Problem. Jede Mannschaft braucht nur einen Torwart auf dem Platz, während sich der andere draußen auf der Bank langweilt.

Und jetzt dürft ihr drei Mal raten, wer von uns beiden die ganze Saison von außen zuschauen musste?

Richtig, und es ist nicht besonders lustig, am Rand zu sitzen und nur darauf zu warten, dass sich die Nummer eins verletzt oder so oft danebengreift, dass der Trainer gar nicht mehr anders kann, als sie auszuwechseln. Ist aber leider nicht vorgekommen. Nicht bis zum allerletzten Spieltag.

Ich saß mal wieder auf der Ersatzbank und hatte ein Buch dabei, das wir für die Schule lesen mussten: *In achtzig Tagen um die Welt*. Ich starrte auf die Seiten, ohne auch nur ein einziges Wort zu kapieren, das ich da las. Als ich aufschaute, traten unsere Gegner gerade einen Eckstoß. Sie ging raus, um den Ball mit beiden Händen aus dem Strafraum zu fausten. Das hätte auch fast geklappt, wäre da nicht der Mittelstürmer der anderen Mannschaft gewesen. Beide stiegen gleichzeitig hoch. Sie, um den Ball wegzuhauen, er, um ihn reinzuköpfen. Dabei knallten sie mit ihren Schädeln aneinander. Das hörte man bis auf die Bank, und wenn ich mich daran erinnere, kribbelt das heute noch unter meiner Kopfhaut, als wenn es mir selber passiert wäre.

Dann lag sie auf dem Boden und rührte sich für einen ewig langen Moment nicht mehr. Ich weiß noch genau, wie schlecht

ich mich fühlte, weil ich für eine Sekunde hoffte, sie würde gar nicht mehr aufstehen. Na ja, nicht nie wieder aufstehen, aber zumindest so lange nicht, bis sie ausgewechselt werden musste.

»Mach dich fertig, Tobi«, sagte der Trainer zu mir und da legte ich das Buch zur Seite, zog meinen Trainingsanzug aus und machte ein paar Kniebeugen.

Nicht, weil das wirklich was bringt. So ein paar Kniebeugen wärmen einem ja die Muskeln nicht auf, so von einer Sekunde auf die andere, sondern nur, weil man das eben so macht, wenn man eingewechselt wird. Auch in der Bundesliga.

Ich war gerade fertig, als sie wieder auf die Beine kam. Der Schiedsrichter stand neben ihr, ziemlich genau am Elfmeterpunkt, und redete auf sie ein. Ich wollte mir meine Trainingsjacke schon wieder anziehen und ehrlich gesagt war ich mittlerweile auch gar nicht mehr so unglücklich darüber. Bei jedem anderen Spiel hätte ich mich riesig gefreut, endlich mal nicht nur beim Training, sondern in einem richtigen Spiel zwischen den Pfosten stehen zu dürfen. Aber nicht bei dem hier. Das Ganze war mir ein bisschen zu groß und zu heiß und zu unheimlich. Das war nämlich kein gewöhnliches Spiel, hier ging es um den Titel.

Gewannen wir, waren wir Meister. Verloren wir, waren wir nur Vizemeister. Es ging also um alles oder nichts, denn Zweiter ist nichts. Ich weiß, wovon ich rede, und es stimmt auch nicht, wenn die Leute immer sagen: Der zweite Platz ist doch auch was Schönes, da kann man stolz drauf sein. Am Arsch. Ich bin zweiter Torwart.

Zweiter ist nichts.

Es waren nur noch fünf Minuten zu spielen, und da konnte ich nur verlieren, weil wir eins zu null in Führung lagen. Wenn ich in den letzten Minuten einen Treffer kassierte, war ich der Depp. Und wenn ich den Vorsprung halten würde, wäre ich trotzdem kein Held, weil sie es ja gewesen war, die die Mannschaft mit ihren Paraden über die ganze Saison an die Spitze geführt hatte. Ich hatte nichts zu gewinnen, außer einer kurzen Notiz im Spielbericht, dass ich in der fünfundachtzigsten Minute den Rasen betreten hatte.

Ich hatte meine Trainingsjacke schon wieder an, als der Schiedsrichter unserem Trainer ein Zeichen gab, dass seine erste Torhüterin wohl doch nicht mehr weiterspielen konnte. Unser Coach nickte mir zu und flüsterte: »Verkack es nicht, Tobi.«

Ich sagte nichts, sondern nickte nur zurück und zog mir die Jacke wieder aus. Dann schnappte ich mir meine Handschuhe und machte noch mal ein paar Kniebeugen. Nicht um mich aufzuwärmen, sondern nur, damit die anderen nicht merkten, dass ich am ganzen Körper zitterte.

Wir begegneten uns an der Seitenlinie, aber ich glaube nicht, dass sie mich gesehen hat. Aus einer üblen Platzwunde an der Stirn lief ihr Blut übers Gesicht, und das sah so eklig aus, dass mir für einen Moment schwindlig wurde. Ihr scheinbar auch. Unser Trainer musste sie am Arm führen, damit sie nicht mit den Beinen einknickte. Ihr Blick war nach dem Zusammenstoß ganz neblig, so als würde sie durch eine Milchglasscheibe gucken. Ich klopfte ihr tröstend auf die Schulter, weil man das halt

so macht und weil ich genau wusste, dass mich alle anstarrten. Da wollte ich nicht unsportlich sein. Ich ließ mir dann extra viel Zeit auf dem Weg zum Tor. Wir lagen mit einem Treffer vorn, und desto später ich im Strafraum ankam, desto kürzer würde das Spiel dauern und desto geringer war die Chance, dass ich den Sieg mit einer unglücklichen Aktion noch verspielen konnte. Ich glaubte nämlich nicht, dass der Schiedsrichter die ganze Zeit nachspielen ließ, die sie auf dem Boden gelegen hatte. Und das tat er ja auch nicht. War aber auch wieder nicht gut. Nicht für uns jedenfalls.

Die anderen Jungs aus meiner Mannschaft versuchten, sich ihre Sorge nicht ansehen zu lassen, als ich an ihnen vorbei zum Tor schlenderte. Ein paar lächelten mir aufmunternd zu, andere guckten weg. Nur die Gegner grinsten fies. Alle. Ich glaube, damit wollten sie mich nur verunsichern, was ihnen auch gelang.

Als ich endlich im Strafraum ankam, schnappte ich mir den Ball und trat den Freistoß, den der Schiedsrichter uns gegeben hatte. Ich passte zu einem meiner Mitspieler und das klappte wunderbar. Der Pass ging genau dahin, wo er hinsollte. Ich war ganz erleichtert und dachte, so schlimm wird es schon nicht werden. In den nächsten Minuten stimmte das auch. Es lief gar nicht so schlecht für mich. Einmal musste ich eine gegnerische Flanke aus der Luft pflücken und ein anderes Mal einen Fernschuss parieren. Aber der war nicht besonders platziert geschossen und das mit dem Hechten wäre gar nicht nötig gewesen. Das hatte ich nur gemacht, weil es besser aussieht, wenn man als Torwart auch mal in die Ecke springt.

Es ging tatsächlich viel besser als erwartet, bis dann der Konter kam. Einer der Gegner lief mit dem Ball direkt auf mich zu und ich musste mich entscheiden: stehen bleiben oder rauslaufen. Ich entschied mich für das Laufen und das war ein Fehler. Vielleicht hätte er das Tor auch gemacht, wäre ich stehen geblieben. Ganz sicher wäre es nicht so peinlich gewesen. Er tunnelte mich, lief rechts um mich herum und schob den Ball dann lässig mit links ins Tor. Noch lauter als der Jubel unserer Gegner war das Stöhnen meiner Mitspieler. Genau in dem Moment zog hoch oben am Himmel ein Flieger über den Platz, und für einen Augenblick dachte ich, dass ich da gern drin sitzen würde, Tausende Kilometer weit weg.

Der nächste Treffer, den ich kassierte, war so ein Kullerball, der in letzter Sekunde noch vom Knie eines Verteidigers fies abgefälscht wurde. Ich sah nicht gut dabei aus, weil ich schon auf dem Weg in die andere Ecke war. Als ich merkte, dass sich das nicht mehr lohnte, blieb ich einfach stehen. Von außen muss das gewirkt haben, als würde ich einfach nur zugucken, wie der Ball über die Linie kullerte.

Kurz darauf war das Spiel zu Ende und wir nur Vizemeister. Und wem, glaubt ihr, gaben nachher alle die Schuld daran?



2. KAPITEL

In der Kabine war es ganz still. Keiner sprach. Nicht mal der Trainer sagte was. Kein aufmunterndes Wort von wegen: »Nächstes Jahr schaffen wir es bestimmt, ihr werdet schon sehen, dann machen wir sie fertig.« Irgendwas in der Art, was Trainer in so einer Situation meiner Meinung nach sagen sollten.

Tat er aber nicht, und das lag vielleicht auch daran, dass es für uns keine Revanche geben würde. Wir waren alle kurz vor dem Wechsel in die nächste Altersklasse, und viele von uns hatten schon angekündigt, dass sie nach der Saison die Mannschaft verlassen würden.

In der Umkleide hockten alle auf den Bänken und starrten auf den Boden. So als wenn dort irgendwas Interessantes zu sehen wäre. Aber da gab es nichts zu sehen, außer dreckigen Fußballschuhen und verschwitzten Klamotten, die überall verstreut lagen. Ich glaube ja sowieso, dass die alle nur auf den Boden gestarrt haben, um mich nicht angucken zu müssen.

»Okay, es tut mir leid.«

Das war meine Stimme. Ich wollte das gar nicht sagen, aber es rutschte mir so raus, weil ich die Stille nicht mehr ertragen

konnte. Als Antwort erhielt ich nur ein undeutliches Gemurmel, aus dem ich nicht heraushören konnte, ob es verzeihend oder anklagend gemeint war.

»Das war einfach Pech beim ersten Tor und mal ehrlich, eigentlich hätte die Verteidigung den Stürmer gar nicht durchlassen dürfen«, redete ich weiter, weil ich irgendwie das Bedürfnis hatte, das zu klären. »Und für den zweiten Treffer konnte ich auch nichts. Der war abgefälscht, das ist einfach extrem unglücklich gelaufen.«

Wieder nur Gemurmel.

»Sie hätte die auch nicht gehalten!«

Natürlich wusste jeder in der Kabine, wer mit *sie* gemeint war.

Im Gegensatz zu den anderen Spielerinnen saß sie diesmal auch bei uns in der Jungenkabine. Sonst hat sie immer eine eigene. Sie hatte schon die ganze Zeit still auf einer Bank gehockt und sich einen Eisbeutel gegen die Stirn gedrückt, genau an die Stelle, mit der sie gegen den Schädel des Stürmers geknallt war. Jetzt legte sie den Beutel weg, kam auf mich zu und stellte sich direkt vor mich. Das war ein bisschen blöd, weil ich saß und sie stand. Da musste ich zu ihr aufschauen und das war nicht gut. »Klar hätte ich.«

Keiner der anderen sagte ein Wort, aber die Stille hatte sich verändert, und es war nicht besonders schwer zu entscheiden, bei wem die Sympathien meiner Mannschaftskollegen lagen.

»Nie im Leben, die beiden Treffer waren unhaltbar«, log ich trotzig und stand auf, damit ich nicht weiter zu ihr hochgucken musste.

»Die hätte sogar meine Oma gehalten«, erwiderte sie und das klang ein bisschen kindisch, fand ich.

Hätte meine Oma gehalten ... das sagt man vielleicht im Kindergarten oder in der Grundschule, aber doch nicht mehr in der siebten Klasse. Trotzdem lachten alle und das war kein gutes Zeichen. Nicht für mich.

Erst jetzt bemerkte ich, dass sie lächelte. Das war mir vorher gar nicht aufgefallen, weil ich nur auf die Platzwunde an ihrer Stirn gestarrt hatte. Die wurde ja jetzt nicht mehr von dem Eisbeutel verdeckt und sah ziemlich gruselig aus. Da habe ich lieber auf ihr Lächeln geschaut, aber besser war das auch nicht. Dabei war gar nicht klar, ob das so ein fieses, herablassendes Lächeln war oder ob das vielleicht sogar nett gemeint war.

Denn so richtig mies war sie eigentlich nie zu mir gewesen und das habe ich immer bedauert. Wenn einer richtig mies zu einem ist, kann man den ja viel leichter hassen, als wenn er sich freundlich, nett und hilfsbereit benimmt. Und das hat sie, das kann ich nicht bestreiten. Leider.

Auch bei unserem Torwarttraining hat sie mir oft geholfen und mir Tipps gegeben. Und wenn es darum ging, dass wir dem anderen aufs Tor schießen sollten, hat sie ihre Bälle so platziert, dass ich immer die Chance hatte, sie zu kriegen. Im Gegensatz zu mir. Ich habe mir immer die Winkel ausgesucht, wenn ich an der Reihe war. Auch auf die Gefahr hin, dass ich nachher ewig lang laufen musste, um die Bälle zu holen, die ich am Tor vorbeigefeuert hatte. Beim Einsammeln hat sie mir sogar

geholfen und das hat mich echt auf die Palme gebracht. Jedes Mal, auch wenn ich es mir nie habe anmerken lassen.

Jetzt konnte ich es nicht mehr runterschlucken. Es war einfach zu viel, weil sie so viel perfekter war als ich und wegen der zwei Tore, die ich kassiert hatte, wegen ihrer Piloteneltern und weil sie immer noch so nett lächelnd vor mir stand.

Ich habe nicht zugeschlagen, das nicht. Schließlich ist sie ein Mädchen und außerdem war sie verletzt und ich schlage keine Mädchen und verletzte Mädchen erst recht nicht. Vor allem keine, die vielleicht sogar stärker sind als ich. Ich fing einfach an zu brüllen. Ohne darüber nachzudenken, was ich brüllte. Das kam alles weniger aus meinem Kopf, sondern mehr so aus dem Bauch. Ganz, ganz tief aus meinem Bauch, aus einer Tiefe, von der ich gar nicht wusste, dass es die überhaupt gibt.

Ich weiß nicht, wie lange ich gebrüllt habe. Ich weiß nur, dass mich alle angeglotzt haben, weil ich sonst mehr so der ruhige Typ bin und eher selten etwas sage. Jetzt konnte ich gar nicht mehr aufhören.

Ich schrie alles raus, was mir schon seit Ewigkeiten auf die Nerven gegangen war, und es kann sein, dass das meiste davon sie abbekommen hat. Ganz am Ende rutschte mir dann was richtig Bescheuertes raus. Wahrscheinlich lag es an diesem Buch, das wir gerade in der Schule lasen. Das heißt, ich hatte es ja gar nicht richtig gelesen, sondern mir nur die Zusammenfassung bei Wikipedia runtergeladen. Aber irgendwas muss da hängen geblieben sein, weil ich ihr am Ende meiner Wutrede folgenden Satz in ihr verblüfftes Gesicht brüllte: »Und selbst wenn du in achtzig Tagen um die Welt reisen würdest, wäre

mir das völlig egal. Aber so was von egal! Das kannst du dir gar nicht vorstellen, wie egal mir das wäre!«

Ich hab euch ja schon gewarnt, dass das totaler Blödsinn war, und das beweist auch, dass dieser ganze Wortdurchfall, den ich da in der Umkleidekabine abgesondert habe, nicht aus meinem Kopf, sondern wirklich aus meinem Bauch kam. Noch viel beschwerter aber war, was sie dann sagte, auch wenn es nur ein einziges Wort war.

»Acht!«

»Wie acht? Was denn für eine Acht?«, stotterte ich, weil mich die Zahl komplett aus dem Konzept brachte. Nicht, dass ich eins gehabt hätte, aber jetzt war ich völlig durcheinander.

»Acht Tage. Ich reise in acht Tagen um die Welt, nicht in achtzig. Wetten wir?« Sie hielt mir die Hand hin, so als erwartete sie tatsächlich von mir, dass ich in diese völlig durchgeknallte Wette einschlagen würde.

Ich bemühte mich, an ihr vorbeizuschauen, dabei begegnete ich den Blicken der anderen Jungs aus unserer Mannschaft, die neugierig zurückstarrten, weil sie wissen wollten, wie ich auf das Angebot reagieren würde.

»Was ist? Um was wetten wir?« Sie hielt immer noch die Hand ausgestreckt.

»Keine Ahnung«, murmelte ich, und weil mir nichts Besseres einfiel, schob ich schnell hinterher. »Die Ehre?«

»Abgemacht«, erwiderte sie und schob ihre Hand so dicht an mich ran, dass ihre Finger fast meine Brust berührten.

»Das ist doch totaler Blödsinn«, sagte ich und lachte. »Und selbst wenn, das kann doch gar keiner kontrollieren, ob du

wirklich um die Welt reist oder ob du dich zu Hause einschließt und dich die ganze Zeit vor den Computer hockst.«

Ich war ganz stolz auf mich, weil mir doch noch etwas eingefallen war, um aus der Sache wieder rauszukommen. Und überrascht war ich auch, weil in meinem Kopf das totale Chaos herrschte. So als wäre *mein* Schädel gegen den Kopf des Stürmers geknallt und nicht ihrer.

»Da hast du recht«, räumte sie ein und ihr Lächeln verwandelte sich in ein breites Grinsen. »Dann musst du eben mitkommen, um zu kontrollieren, dass ich nicht trickse.«

»Was?«

»Du kommst einfach mit. Als Zeuge«, erklärte sie so selbstverständlich, als hätte sie gerade vorgeschlagen, dass ich sie zum Kiosk begleite und nicht einmal um die ganze Welt. »Mein Vater hat genug Freimeilen, weil er doch ständig unterwegs ist. Die reichen locker für uns beide und ich kenne sein Passwort, da können wir uns die Tickets im Internet reservieren lassen.«

»Tickets? Was denn für Tickets?«, fragte ich verwirrt.

»Für die Flüge natürlich, oder willst du lieber laufen und schwimmen?«

Ich schüttelte nur den Kopf, weil ich das ganz sicher nicht wollte. Fliegen allerdings auch nicht. Ich war noch nie geflogen und hatte auch nicht das Bedürfnis, es auszuprobieren, weil die Dinger andauernd vom Himmel fallen. Das sieht man ja ständig in den Nachrichten.

»Nächste Woche sind Ferien oder hast du schon was Besseres vor?«

Was sollte ich darauf antworten? *Klar habe ich schon was*

Besseres vor als eine Weltreise. Ich fahr mit meinen Eltern vierzehn Tage an die Nordsee.

Das wäre nicht sehr überzeugend gewesen, aber zutreffend. Wir fahren nämlich immer an die Nordsee, immer in dieselbe Pension und immer an denselben Strand, an dem wir jedes Jahr denselben Strandkorb mieten.

Sie schob ihre Hand noch ein Stück weiter auf mich zu. Ihre Fingerkuppen stießen gegen meine Brust und ich trat unwillkürlich einen Schritt zurück. Weiter nach hinten konnte ich aber nicht, weil sich jetzt schon die Garderobenhaken in meinen Rücken bohrten. Es war immer noch ganz still. Alle starrten auf ihre Hand, die immer noch in der Luft hing wie so eine eingefrorene Revolverkugel in einem Trickfilm.

Ich wischte meine verschwitzten Finger an meiner Sporthose ab, schlug ein und versuchte, möglichst lässig zu klingen, als ich »Von mir aus, warum nicht?!« antwortete.

Nicht, weil ich wirklich mit ihr auf Weltreise gehen wollte, sondern weil es die einzige Möglichkeit war, aus der Sache wieder rauszukommen. Ich glaubte ja sowieso nicht, dass sie das wirklich ernst meinte, und immerhin hatte die Wette den Vorteil, dass ich sicher sein konnte, dass keiner mehr über die zwei Tore reden würde, die ich kassiert hatte. Ab jetzt würden alle nur noch über unsere Weltreise sprechen, zumindest bis zum nächsten heißen Thema. Ich konnte also ruhigen Gewissens einschlagen, zu befürchten hatte ich nichts.

Alexandra lächelte, als ich meine Hand in ihre legte.

Hatte ich eigentlich schon erwähnt, dass sie Alexandra heißt? Ich glaube nicht.



3. KAPITEL

Als ich nach Hause kam, war niemand da. Es ist meistens niemand da, weil meine Eltern beide viel in ihrer kleinen Bäckerei arbeiten. Reich werden sie trotzdem nicht. Aber es langt für das Nötigste und zwei Wochen Urlaub an der Nordsee in den Sommerferien.

Ich schmiss meine dreckigen Fußballsachen in den Wäschekorb und legte mich aufs Sofa. Dabei fiel mein Blick auf den alten Globus, der bei uns auf der Fensterbank steht. Das ist ein Erbstück von meinen Großeltern. Der ist so alt, dass darauf sogar noch die Grenzen der alten DDR eingezeichnet sind und Jugoslawien und die komplette Sowjetunion, obwohl es die ja schon lange nicht mehr gibt. Als ich kleiner war, habe ich es geliebt, meinen Zeigefinger über die Oberfläche gleiten zu lassen und davon zu träumen, all diese Länder auch zu besuchen, die ich gerade berührte. Noch besser aber fand ich es, dem Globus einen Schubs zu geben. Dann hat er sich ganz schnell gedreht, und ich habe mir vorgestellt, wie die Menschen sich an Bäumen oder Zäunen festklammern müssen, um nicht durch die Fliehkraft von der Erdoberfläche gefegt und ins Weltall geschleudert

zu werden. Meistens habe ich den Globus dann schnell wieder angehalten, weil ich ein schlechtes Gewissen hatte. Dabei war das ja alles nur Einbildung.

Ich schnappte mir meinen Laptop vom Wohnzimmertisch und loggte mich in meinen Blog ein. Seit gestern hatte sich da nicht viel getan, weil ich nichts Neues gepostet hatte. Die Bezeichnung Blog ist vielleicht ein bisschen übertrieben. Ich schreibe da keine ewig langen Texte rein, sondern nur kurze Sätze und Gedanken. Was mir eben so durch den Kopf geht, wenn ich bei unseren Spielen auf der Ersatzbank sitze. Das meiste habe ich sowieso schon wieder vergessen, wenn ich zu Hause bin. Also blogge ich nur das, an das ich mich noch erinnern kann. Was meistens nicht so wahnsinnig viel ist. Klar könnte ich die Posts auch per Handy direkt von der Bank absetzen. Wäre aber keine so gute Idee.

Einmal hat unser Topstürmer seiner Freundin eine Nachricht schicken wollen, nachdem er beim Stand von 5:1 für uns ausgewechselt worden war. Er hatte gerade zwei Wörter getippt, da hat es unser Trainer gemerkt und ist so ausgeflippt, dass er glatt das 6:1 verpasst hat.

Deswegen texte ich immer erst vom Sofa aus etwas auf meiner Seite. Die heißt »Der mieseste Torwart der Welt«, und anscheinend finden viele Leute es beruhigend, dass es einen Torhüter gibt, der noch mieser ist als sie. Ich habe jedenfalls ein paar hundert Follower, die alles lesen, was ich schreibe, und das meiste davon dann auch kommentieren. Es stimmt nämlich nicht, dass ich keine Freunde habe. Ich habe sogar eine

ganze Menge. Ich kenne halt nur keinen davon, zumindest nicht persönlich.

Auf ihren Profilfotos sehen die meisten meiner Internetkumpel nicht gerade aus wie Spitzensportler, sondern eher so wie ich: klein, dünn, picklig. Zumindest die, die sich trauen, ihre eigenen Bilder zu verwenden.

Ein paar andere benutzen Fotos von Manuel Neuer. Und mal ehrlich, das macht man ja nur, wenn man selber kein so guter Torwart ist und auch nicht passabel genug aussieht, um sein eigenes Bild zu posten. Ich selber benutze auch nicht mein echtes Foto auf dem Blog, sondern das von René Higuita. Das ist ein Torwart aus Kolumbien, der lange schwarze Locken hat und den Spitznamen *El Loco* trägt. *El Loco* ist spanisch und heißt so viel wie *der Verrückte*. Man sagt ja, dass alle Torhüter ein bisschen irre sind, aber der war es wirklich. Higuita hat in seiner Karriere 52 Tore geschossen und einmal einen Fernschuss nicht mit den Händen, sondern mit den Sohlen seiner Schuhe gehalten, während er so eine Art Handstand gemacht hat. Dabei sah er aus wie ein Skorpion. Viele glauben, dass er der verrückteste Torwart ist, den es jemals gab. Wahrscheinlich haben sie recht, aber ich mag ihn. Sonst hätte ich sein Foto ja nicht zu meinem Profilbild gemacht.

Ich zog den Laptop näher an mich ran, um bequemer schreiben zu können. Über die Wette sagte ich nichts, die galt ja sowieso nicht. Alexandra hatte die Weltreise bestimmt nur vorgeschlagen, weil sie eine Gehirnerschütterung von dem Zusammenknall im Strafraum hatte. Sie war in dem Moment gar nicht zurechnungsfähig gewesen, und das erklärte auch

dieses dämliche Lächeln, das ihr die ganze Zeit schief im Gesicht geangen hatte. Das war von Anfang an eine riesengroße Schnapsidee gewesen, und dass bei ihren Eltern zu Hause so viele Freimeilen rumliegen, um damit zu zweit einmal um die Welt zu jetten, hatte ich ihr in der Umkleidekabine schon nicht geglaubt. Obwohl ... ihr Vater ist ja Pilot und ihre Mutter Stewardess, da könnte das natürlich schon sein. Aber selbst wenn, die Wette zählte nicht, und ganz sicher hatte sie die Sache am Montag in der Schule schon wieder vergessen, wenn sich das mit ihrem Kopf einigermaßen normalisiert hatte. Es gab also auch überhaupt keinen Grund, auf meinem Blog die Wette zu erwähnen, die es gar nicht gab, und deswegen notierte ich einfach nur einen einzigen Satz über das Spiel heute.



1 : 0 vor meiner Einwechslung, 1 : 2 danach.

Schon ein paar Sekunden später tauchten die ersten Kommentare auf. Die meisten waren von den treuen Fans, die immer alles liken und kommentieren, was ich veröffentliche. Ihren Profilen nach zu urteilen, waren es dieselben Ersatzbankhocker wie ich, die höchstens bei Freundschaftsspielen die Chance auf einen Einsatz zwischen den Pfosten erhielten. Entsprechend mitfühlend waren ihre Postings.

»Immerhin hast du überhaupt gespielt.«

»Nimm es nicht so schwer, das kann jedem passieren.«

»War halt nicht dein Tag.« Undsoweiterundsoweiter.

Dann gab es natürlich auch ein paar hämische Hatekommentare. Die gibt es immer.

»Du bist so ein erbärmlicher Loser.«

»Hab nix anderes erwartet.«

»Bring dich um und erlöse deine Mannschaft endlich von dir.«

Nichts Ungewöhnliches, sondern so weit alles normal. Dann aber tauchte unter den ganzen Posts ein neuer Kommentar auf und der war anders, ganz anders.

»Acht Tage.«

Ich erschrak so heftig, dass mir der Laptop fast vom Bauch gerutscht und auf den Boden gefallen wäre. Nur dank einer meiner seltenen Torhüterreflexe bekam ich ihn im letzten Moment noch zu fassen.

»Wer bist du?«, tippte ich schnell, obwohl ich ja wusste, wer es war. Ich spürte es einfach, obwohl ihr Profil kein Foto hatte und sie unter dem Namen Chilavert im Netz unterwegs war. Chilavert war auch so ein verrückter südamerikanischer Torhüter und der einzige Torwart überhaupt, dem in einem Spiel mal ein Hattrick gelungen ist. Keine Ahnung, woher sie wusste, dass ich hinter dem Blog »Der mieseste Torwart der Welt« steckte. Bislang hatte Chilavert noch nie etwas von dem gelikt oder kommentiert, was ich auf meiner Seite geschrieben hatte. Das wäre mir bestimmt aufgefallen bei dem ausgefallenen Nickname.

Ich wartete noch fünf Minuten, aber es kam keine Antwort mehr von ihr. Dafür wurde der Strang mit den Kommentaren immer länger und auch immer langweiliger, weil eigentlich immer dasselbe drinstand. Ich stellte den Rechner zurück auf den Wohnzimmertisch. Dabei fiel mein Blick wieder auf den

Globus. Ich stand vom Sofa auf und ging zur Fensterbank hinüber. Mit meinem Daumen gab ich der Weltkugel einen Stoß, aber nur einen ganz sanften. Langsam drehte sich der Globus, und ich ließ meinen Finger über die Kontinente gleiten, genauso wie ich es als kleines Kind getan hatte. Von wegen acht Tage, so eine Erdumrundung war locker in fünf Sekunden zu schaffen. Ich wollte der Kugel gerade einen neuen Schubs geben, als ich den Schlüssel in der Tür hörte.

Meine Eltern kamen nach Hause. Sie hatten sogar am Sonntag noch gearbeitet und sahen beide ziemlich erschöpft aus. Aber da war noch irgendetwas anderes in ihrem Blick, etwas, was ich nicht sofort deuten konnte. Freude, Glück und Spaß konnte ich ausschließen, davon war nichts in ihren Augen zu erkennen.

»Und? Habt ihr gewonnen, Tobi?« Ich konnte hören, dass die Antwort meinen Vater nicht wirklich interessierte. Er fragte nur, weil er glaubte, dass mir das Spiel wichtig war.

»Nein, knapp verloren«, erwiderte ich, ohne weiter ins Detail zu gehen.

»Hast du wenigstens gespielt?« Die Stimme meiner Mutter klang, als wenn sie bis eben noch geweint hätte.

»Ja, aber nur kurz«, antwortete ich wahrheitsgemäß. »Stimmt was nicht?«

Ich nahm nämlich nicht an, dass meine Mutter wegen unserer Vizemeisterschaft geweint hatte. Da musste etwas anderes passiert sein.

»Opa geht es nicht gut«, erklärte mein Vater.

»Ist er sehr krank?«, fragte ich besorgt.

»Ja, leider. Er liegt im Krankenhaus, und es ist nicht klar, ob er da wieder rauskommt«, sagte mein Vater, während meine Mutter erneut zu weinen begann. »Wir haben beschlossen, den Nordseeurlaub abzusagen. Deine Mutter und ich fahren morgen für zwei Wochen zu ihm. Er braucht uns jetzt.«

»Und ich?«, fragte ich und schämte mich im selben Moment dafür, weil mein erster Gedanke mir selber galt.

»Wir dachten, dass du bestimmt lieber hierbleibst«, erwiderte mein Vater. »Du bist ja schon groß. Wir lassen dir Geld fürs Essen da und für alles, was du sonst noch brauchst. Wir dachten, dass du wahrscheinlich keine Lust hast, zwei Wochen an einem Krankenbett zu sitzen.«

Da hatten sie recht. Mit dem Groß-genug-sein-um-zwei-Wochen-allein-zu-bleiben und mit dem keine-Lust-am-Krankenbett-zu-sitzen auch. Ich bin kein guter Krankenhausbesucher, weil ich den Geruch dort nicht mag und auch nie weiß, was ich da sagen soll.

Ich nickte nur, und meine Mutter kam zu mir, um mich in den Arm zu nehmen. Ich ließ es zu, obwohl ich mich dafür eigentlich schon ein bisschen zu alt fühle. Sie weinte immer noch, und ich spürte, wie meine Schulter von ihren Tränen ganz nass wurde. Irgendwann umarmte ich sie dann auch und da heulte sie noch mehr. Und ich, ich überlegte, ob ich das jetzt gut finden sollte oder nicht, dass ich ab morgen zwei Wochen ganz für mich allein hatte.



4. KAPITEL

In den letzten Tagen vor den Sommerferien passierte nicht mehr so wahnsinnig viel, aber das ist ja jedes Jahr so. Sobald die Noten feststehen, zeigen die Lehrer lieber Filme, statt Unterricht zu machen, damit überhaupt noch jemand kommt. Alexandra habe ich nach dem Wochenende in der Schule überhaupt nicht mehr gesehen. Ich habe sie aber auch nicht unbedingt gesucht, weil ich keine Lust hatte, mit ihr über unsere dämliche Wette zu reden. Die Jungs aus der Mannschaft sprachen mich auch nicht darauf an, und das bewies ja nur, dass das von denen auch keiner so richtig ernst genommen hatte. Ich bekam nur ein paar Sprüche zu hören, wegen der zwei blöden Tore, die ich kassiert hatte. Aber damit konnte ich leben.

Vielleicht kam sie nicht mehr zur Schule, weil sie die Filme alle schon gesehen oder einfach Wichtigeres zu tun hatte, als in einem Klassenzimmer zu hocken, in dem die Verdunklung nicht richtig funktioniert. Vielleicht aber tat ihr immer noch der Kopf weh, und sie lag im Bett, um sich auszukurieren. Vielleicht war sie tot. Eine plötzliche Hirnblutung als Folge des Zusammenpralls. Auf dem Weg ins Bad ist sie einfach umgekippt

und gestorben. Das ist alles ganz schnell gegangen und sie hat kaum was gespürt. Zum Glück.

Ich schüttelte den Kopf, um den Gedanken zu vertreiben, und schämte mich, weil ich bei der Vorstellung einen leichten Triumph gespürt hatte. Aber das war natürlich Blödsinn. Wenn sie tatsächlich gestorben wäre, hätte sich das längst in der Schule rumgesprochen. Im Gegensatz zu mir hatte sie da ja reichlich Freunde.

Sie kam dann nicht mal mehr in der Schule vorbei, um sich am letzten Tag ihr Zeugnis abzuholen. Sie konnte sich das leisten, es standen sowieso nur Einsen und höchstens mal eine Zwei drauf. Meine Noten waren nicht so gut, in Wahrheit waren sie eher schlecht. Ich hatte die Versetzung auch in diesem Jahr gerade eben so geschafft und war ganz froh, dass meine Eltern schon zu meinem kranken Opa gefahren waren. Da brauchte ich ihnen mein Zeugnis nicht zu zeigen. Nicht, dass ich Ärger wegen der vielen Vieren bekommen hätte, eher so einen schwer enttäuschten Blick, weil meine Eltern doch so viel arbeiten und ich für die Schule eher wenig tue. Und ehrlich gesagt ist dieser Blick viel schlimmer, als wenn sie richtig sauer auf mich wären oder mich anbrüllen würden.

Als ich nach dem letzten Schultag zu Hause ankam, hatte ich die vielen Vieren schon vergessen. Dass ich die nächsten Wochen ganz allein sein würde, machte mir nichts aus. Im Gegenteil, ich freute mich jetzt sogar über die freie Zeit, die vor mir lag. Ich konnte tun und lassen, was ich wollte. Niemand,

der mich weckte, wenn ich um zwölf noch schlief. Niemand, der sich beschwerte, wenn ich bis tief in die Nacht vor dem Computer hockte. Niemand, der meckerte, wenn ich mich nur von Pizza ernährte. Denn das war überhaupt das Beste. Meine Eltern hatten mir einen braunen Umschlag mit genügend Geld dagelassen, damit ich nicht verhungerte und ab und zu auch mal ins Kino oder Schwimmbad gehen konnte.

Das würden die tollsten Ferien meines Lebens werden, davon war ich überzeugt, als ich mich auf das Sofa warf und mir meinen Laptop schnappte. In den letzten Tagen hatte jemand in der Kommentarspalte meines Blog Zahlen hinterlassen. Die erste Zahl war eine *Fünf* gewesen, dann folgte eine *Vier*, eine *Drei*, eine *Zwei* und gestern – Überraschung, Überraschung – die *Eins*. Absender der geheimnisvollen Zahlenfolge war wieder Chilavert, und das war der endgültige Beweis, dass das mit der tödlichen Hirnblutung totaler Blödsinn und sie zumindest so fit war, dass sie die Tastatur ihres Rechners bedienen konnte.

Im Nachhinein ist natürlich glasklar, was mit den Zahlen gemeint war. Aber damals war mir das nicht klar gewesen, weil ich ja gar nicht an unsere Wette und die Weltreise glaubte.

Ich ließ mich ein wenig durchs Internet treiben. Einfach so, ohne nach irgendwas Besonderem zu suchen. Dabei findet man immer etwas Spannendes, und eigentlich gibt es gar keinen Grund mehr, überhaupt vor die Tür zu gehen. Sogar meine Pizzas hätte ich mir dort bestellen können, und für einen Moment fand ich die Idee ganz reizvoll, die Wohnung während der gesamten Ferien nicht einmal zu verlassen, sondern einfach

hier auf dem Sofa zu liegen und mir alles, was ich brauchte, liefern zu lassen. Je länger ich darüber nachdachte, desto besser gefiel mir die Vorstellung, mit niemandem reden zu müssen. Höchstens mal mit meinen Eltern, wenn die anriefen, um zu hören, wie es mir ging – oder mit dem Pizzaboten, wenn der mir meine Bestellung vorbeibrachte.

Genau in dem Augenblick, als ich mir das vorstellte, schellte es tatsächlich. Ich blieb einfach liegen, weil ich keinen Besuch erwartete und auch nichts bestellt hatte. Es war ja auch noch viel zu früh fürs Abendessen. Es schellte noch einmal. Ich rührte mich immer noch nicht und hoffte, dass es von allein aufhören würde. Tat es aber nicht. Nach dem fünften Klingeln legte ich den Laptop weg und stand auf.

Ich schaute durch den Spion in der Tür.

Draußen stand sie.

Sie hatte mich noch nie besucht, und ich hatte keinen Schimmer, woher sie überhaupt wusste, wo ich wohnte. Ich hielt den Atem an, während ich sie durch den Spion hindurch beobachtete. Sie trug ein Pflaster auf der Stirn, Turnschuhe, Jogginghose, Kapuzenshirt und tippte etwas in ihr Smartphone. Kurz darauf klingelte mein Telefon in meiner Hosentasche und sie steckte ihres zufrieden wieder zurück.

»War doch eh klar, dass du da bist«, rief sie draußen vor der Tür. »Also mach schon auf.«

Dabei bewies das Klingeln meines Handys überhaupt nichts. Ich hätte es ja auch auf dem Telefonschälchen bei uns im Flur vergessen haben können.

Obwohl, wer vergisst schon sein Handy zu Hause? Außer vielleicht alte Leute wie meine Eltern.

Das wusste sie natürlich auch, und deswegen grinste sie draußen vor der Tür jetzt noch breiter, als sie rief: »Jetzt mach endlich auf, sonst verpassen wir noch unseren Flieger.«

»Was denn für einen Flieger?«, entfuhr es mir und dafür hätte ich mir am liebsten auf die Zunge gebissen.

Wenn sie bis jetzt noch nicht sicher war, dass ich da war. Nun war sie es.

»Das erkläre ich dir, wenn du mich reinlässt«, sagte sie. »Hier draußen ist es ziemlich ungemütlich.«

Als ich die Tür öffnete, sah ich, dass sie einen Koffer dabei hatte. So einen kleinen silbernen mit vier Rollen unten, damit man ihn nicht tragen muss.

Sie rollerte mit dem Teil an mir vorbei in den Flur und sah sich neugierig um. »Hier wohnst du also?!« Es war weniger eine Frage als eine Feststellung.

»Was willst du?«, fragte ich.

»Dich abholen.«

»Wir haben doch in den Ferien gar kein Training.«

»Unser Flieger geht heute, das sagte ich doch schon. Wir starten in drei Stunden.« Sie schaute auf ihre Uhr. »Ich korrigiere: In zwei Stunden und fünfzig Minuten. Ich habe vergessen, die zehn Minuten abzuziehen, die du mich draußen hast stehen lassen.«

»Diese blödsinnige Wette war doch nur ein Witz!«, erwiderte ich und zeigte auf das Pflaster an ihrer Stirn. »Du standest da in der Kabine doch völlig neben dir!«

»Ich war noch nie so bei mir wie in dem Augenblick. Ich hoffe, dein Pass ist noch gültig? Ist er doch, oder?«

»Ich glaub schon«, erwiderte ich.

Ohne eine Antwort abzuwarten, drehte sie sich um und ging den Flur entlang. Vor der Tür zu meinem Zimmer blieb sie stehen. »Das ist deins, nicht wahr?«

Als ich bei ihr ankam, hatte sie schon angefangen, aus meinem Schrank Klamotten in meine Sporttasche zu räumen.

»Viel wirst du nicht brauchen. Die meiste Zeit sitzen wir eh im Flugzeug. Das ist praktisch, da müssen wir auch nichts zu essen mitnehmen. Das kriegen wir alles an Bord serviert.« Sie hielt zwei Hosen in die Höhe. »Lieber Jeans oder Trainingshose? Jeans ist natürlich schicker, aber die Trainingshose ist bequemer. Ich packe einfach beide für dich ein.«

»Aber das geht doch nicht!«

»Klar geht das. So schwer sind die beiden Hosen nicht.«

»Ich meine diese ganze Reise! Wir können doch nicht einfach so einmal rund um die Welt jetten.«

»Hast du was Besseres vor?« Während sie fragte, ging sie in unser Badezimmer und räumte da meine Zahnbürste, Zahnpasta und mein Deo in die Tasche.

»Ich wollte ...« Mitten im Satz brach ich ab, weil es mir plötzlich peinlich war, ihr zu erzählen, dass meine Vorstellung von Glück darin bestand, die nächsten Wochen faul auf der Couch zu liegen. Fast genauso peinlich war mir, dass ich immer noch so eine Kinderzahnpasta benutze, wo auf der Tube ein kleiner Tiger abgedruckt ist. »Meine Eltern kommen bald nach Hause.

Nie im Leben lassen die zu, dass ich mal eben so auf Weltreise gehe. Die Zahnpasta gehört übrigens meinem kleinen Bruder.«

»Erstens hast du keinen kleinen Bruder und zweitens ist es nicht mal eben so. Ich habe die letzten Tage alles genau geplant. Deswegen war ich auch nicht in der Schule. Und die Flüge sind auch schon alle gebucht. Wir fliegen zuerst nach Hongkong, dann weiter nach Los Angeles, von dort nach New York und zurück nach Europa. Dafür brauchen wir nicht mal acht Tage, das schaffen wir locker in sechs.« Sie warf mir die fertig gepackte Sporttasche zu. »Hast du noch nie davon geträumt, einmal um die ganze Welt zu reisen? Außerdem sind deine Eltern gar nicht da. Die sind für zwei Wochen bei deinem kranken Opa.«

»Woher weißt du das?«

»Ich habe eure Nachbarn gefragt«, erklärte sie. »Und jetzt schnapp dir deinen Laptop, hol deinen Pass und zieh die Schuhe an. Das Taxi wartet unten schon auf uns.«

»Und was, wenn meine Eltern nicht weggefahren wären?«

»Dann wären wir heimlich durchgebrannt. Und jetzt mach schon!« Sie holte ihr Handy heraus und öffnete die Stoppuhrfunktion. Dann drückte sie auf den grünen Knopf unter der Zeitanzeige 00:00:00. »Die Zeit läuft.«

»Was denn für eine Zeit?«, fragte ich verständnislos.

»Na die acht Tage oder anders ausgedrückt die hundertzweiundneunzig Stunden oder – wenn dir das lieber ist – die elftausendfünfhundertzwanzig Minuten oder meinetwegen auch die sechshunderteinundneunzigtausendzweihundert Sekunden, die wir Zeit haben, um einmal um die Welt zu reisen.« Sie schaute auf das Display ihres Smartphones. »Davon sind

jetzt übrigens schon zwanzig Sekunden weg, ohne dass wir nur einen Meter vom Fleck gekommen sind. Also ein bisschen Beileidung, wenn ich bitten darf.«

Keine Ahnung, warum ich mich nicht gewehrt habe. Aber sie war einfach so bestimmend und duldete so wenig Widerspruch, dass ich tatsächlich in mein Zimmer ging, um meinen Laptop und ein Ladekabel zu holen. Den brauchte ich, weil ich keine Lust hatte, auf der winzigen Tastatur meines Handys rumzutippen. Außerdem würden wir viel Zeit haben und da konnte ich unterwegs vielleicht ein paar Filme gucken.

Als Nächstes suchte ich nach meinem Pass, aber das dauerte, weil ich ihn noch nie benutzt hatte. Meine Eltern hatten den vor ein paar Jahren für mich beantragt. Keine Ahnung warum, wo wir doch noch nie im Ausland waren, sondern immer nur an die Nordsee gefahren sind. Weil sie kein aktuelles Foto von mir hatten, haben sie damals ein Bild von mir aus der dritten Klasse genommen. Das war ziemlich peinlich, aber immerhin war er noch gültig. Das sah ich, als ich ihn endlich doch noch fand.

Auf dem Rückweg fiel mein Blick auf den Globus. Ich ging zur Fensterbank und gab ihm einen leichten Stups. Unter meinem Zeigefinger glitten die Länder dahin, und das war ungefähr genau die Route, die sie mir beschrieben hatte.

»Kommst du?«

Ich stoppte den Globus nicht, sondern ließ ihn langsam austrudeln, während ich mir die Schuhe anzog. Kurz darauf saß ich neben ihr im Taxi – auf dem Weg zum Flughafen.

TAG EINS
Deutschland
1. Juli, 16 Uhr
Der Countdown läuft ...



5. KAPITEL

»Brauchen wir keine Visa? Da braucht man doch bestimmt Visa, wenn man durch so viele Länder reist!« Das Taxi war auf der Autobahn unterwegs und die Anzeige für den Fahrpreis raste mindestens so schnell wie der Wagen. Der Taxameter stand bereits bei fünfzig Euro und vom Flughafen war weit und breit noch nichts zu sehen.

»Brauchen wir nicht.« Sie saß neben mir auf der Rückbank und würdigte die Fahrpreisanzeige keines Blickes, sondern schaute die ganze Zeit zum Fenster raus, obwohl es da außer Feldern und Wäldern überhaupt nichts zu sehen gab.

»Wieso nicht?«, fragte ich.

»Weil wir die Flughäfen gar nicht verlassen werden«, erklärte sie, ohne mich anzusehen. »Wir bleiben die ganze Zeit im Transferbereich und warten dort auf unsere Anschlussflüge.«

»Wohin soll eure Reise denn gehen?«, mischte sich der Taxifahrer von vorne ein. Er klang ziemlich gut gelaunt, und das hatte sicher auch was damit zu tun, dass der Fahrpreis mittlerweile schon bei siebzig Euro lag.

»Wir fahren zu unserem kranken Großvater«, erklärte sie,

und ich fand es ziemlich unverschämt, dass sie meinen Opa als Tarnung benutzte. »Der lebt schon seit Jahren in Südamerika und es geht ihm sehr, sehr schlecht. Deswegen besuchen wir ihn, um ihn noch einmal zu sehen, bevor er ...«

»Und da fliegt ihr ganz allein hin? Wie alt seid ihr überhaupt?«, wollte der Fahrer wissen.

»Wir sind sechzehn«, log sie und zumindest bei ihr hätte das durchaus sein können. Sie war Torhüterin, da muss man groß sein. Na ja, muss ist übertrieben. Ich bin schließlich auch Torwart und trotzdem eher so der Zwerg.

Nachdem sie uns gegenüber dem Taxifahrer mal eben um drei Jahre hatte altern lassen, tat sie so, als müsste sie eine Träne verdrücken. »Unsere Eltern sind schon drüben, um sich um Opa zu kümmern. Jetzt sollen wir nachkommen, weil sie in den nächsten Tagen das Schlimmste befürchten.«

»Ihr zwei seid Geschwister?« Der Fahrer sah sich verwundert zu uns um. Dabei geriet sein Wagen auf der Überholspur leicht ins Schleudern, und ich schloss schnell die Augen, weil ich fest damit rechnete, dass wir im nächsten Moment gegen den Lastwagen rechts von uns knallen würden. Es passierte aber nichts, und als ich die Augen wieder aufmachte, schaute der Fahrer zum Glück nach vorne. Der Taxameter war inzwischen bei achtzig Euro, aber immerhin konnte man jetzt am Horizont den Tower des Flughafens erkennen.

»Wir sind sogar Zwillinge«, erwiderte sie. Der Fahrer drehte sich ein zweites Mal herum, und diesmal war ich sicher, dass wir die Fahrt nicht überleben würden. Doch auch diesmal schaffte er es irgendwie, einen Unfall zu vermeiden.

»Echt? Ihr seht euch überhaupt nicht ähnlich.«

»Da sind die meisten überrascht. Aber wir sind ja auch keine eineiigen, sondern nur zweieiige Zwillinge. Nicht wahr?« Dabei stieß sie mich in die Seite. Ich war so perplex über ihre Lügengeschichten, dass ich einfach nur nickte.

»Mein Bruder spricht nur spanisch, deswegen ist er so still«, erklärte sie, und ich hoffte, dass der Fahrer sich jetzt nicht auf Spanisch mit mir unterhalten wollte. Aber anscheinend konnte er kein Spanisch, jedenfalls schwieg er die letzten Kilometer bis zum Terminal.

Als wir anhielten, stand der Taxameter bei fünfundneunzig Euro. Ich stieg schnell aus und holte unsere Taschen aus dem Kofferraum, damit sie gar nicht erst auf die Idee kam, mich den Fahrpreis bezahlen zu lassen.

Als ich ihren Koffer und meine Sporttasche auf dem Bürgersteig abgestellt hatte, sah ich, wie sie in die Tasche griff und einen braunen Umschlag herausholte. Es war mein brauner Umschlag! Der, in dem mir meine Eltern Geld zum Einkaufen dagelassen hatten. Der Umschlag hatte auf dem Küchentisch gelegen, und sie musste ihn genommen haben, als ich in meinem Zimmer war, um den Pass und den Laptop zu holen.

»Hey, das ist mein Geld!«, brüllte ich.

»Ich dachte, dein Zwillingenbruder spricht nur spanisch«, sagte der Taxifahrer.

»Ein paar Brocken Deutsch kann er schon«, erwiderte sie und reichte dem Fahrer zwei Fünfeuroscheine. »Stimmt so und danke.«

Dann schmiss sie die Tür zu und das Taxi brauste davon.

»Du hast mich beklaut!« Ich konnte es immer noch nicht fassen, dass sie einfach so den Umschlag vom Küchentisch genommen und eingesteckt hatte.

»Ich bezahle die Flüge, du das Taxi.« Sie zog die Teleskopstange aus, um den Koffer hinter sich herzuziehen. »Ich finde, das klingt nach einem fairen Deal. Außerdem sind ja noch zehn Euro übrig.«

»Zehn Euro, um einmal um die Welt zu reisen?«

»Mach dir mal nicht in die Hose. Ich habe eine Kreditkarte dabei und jetzt komm.«

Sie drückte mir den Umschlag in die Hand und betrat durch die automatische Schiebetür das Flughafengebäude.

Das wäre der perfekte Moment gewesen, mir meine Tasche zu schnappen und mich zurück auf den Weg nach Hause zu machen. Aber ein Taxi kostete knapp hundert Euro, das wusste ich ja jetzt, und ich hatte nur noch zehn. Die reichten nicht mal für ein Bahn- oder Busticket. Klar, ich hätte schwarzfahren oder jemanden fragen können, ob er mich in seinem Auto mitnimmt. Aber das traute ich mich nicht. Und das passiert einem ja oft, dass man in eine große Sache reinrutscht, nur weil man sich bei einer Kleinigkeit einfach nicht traut, den Mund aufzumachen. So wie damals, als ich mit dem Zug meinen Opa besuchen sollte. Ganz allein. Ich saß an so einem Vierertisch im ICE und war zu schüchtern, den Mann, der mir gegenüber saß, zu fragen, wie der nächste Halt hieß. Ich hatte damals die Durchsage nicht verstanden, und weil der Zug Verspätung hatte, galten auch die geplanten Ankunftszeiten nicht mehr. Ich

bin einfach still sitzen geblieben und habe deswegen erst zu spät gemerkt, dass ich gerade den Bahnhof verpasste. Als ich mit meinem Koffer an der Tür war, fuhr der Zug schon weiter. An der nächsten Station hat mich dann die Polizei eingesammelt, die hatte mein Opa verständigt. Der hatte sich schon Sorgen gemacht, weil ich nicht ausgestiegen war. Das ist nun auch schon drei Jahre her, aber vom Prinzip her war es dasselbe: Ich traute mich nicht zu trampen, also musste ich stattdessen einmal um die ganze Welt reisen. So einfach war das.

»Ich habe uns online schon eingecheckt, das spart uns Diskussionen am Schalter der Fluglinie.« Sie wartete in der Schlange vor der Sicherheitsschleuse und schien kein bisschen überrascht zu sein, dass ich plötzlich wieder hinter ihr stand. »Gib zu, das ist hier deutlich bequemer als damals in dem Buch.« Sie reichte einem Sicherheitsbeamten unsere Tickets, und der zeigte uns, an welchem Kontrollband wir uns anstellen sollten.

»Was denn für ein Buch?«, fragte ich.

»Na, *In achtzig Tagen um die Welt* natürlich«, erwiderte sie.

»Die mussten damals erst mit dem Zug fahren, dann ein Schiff nehmen und zwischendurch sind die sogar auf Elefanten geritten. Sag bloß, du hast das nicht gelesen?«

»Klar habe ich das gelesen«, log ich.

»Ich besorg dir ein Exemplar, dann kannst du es unterwegs lesen«, sagte sie. »Da haben wir viel Zeit, und ich nehme nicht an, dass du daran gedacht hast, dir ein Buch einzustecken, oder?«

Ich schüttelte nur den Kopf, weil meine Aufmerksamkeit

von der Sicherheitsschleuse gefesselt war. Da musste man mit weit abgespreizten Armen durchgehen, und dahinter waren so kleine Kabinen, die sahen fast aus wie Umkleiden, in denen immer wieder einer der Sicherheitsleute mit einem Passagier verschwand.

»Muss ich mich ausziehen?«

»Was?«

»Ob ich mich ausziehen muss, bevor ich an Bord darf«, wiederholte ich meine Frage. »Ich meine ganz. Bei der Kontrolle.«

»Nein, höchstens die Schuhe«, antwortete sie amüsiert. »Wie kommst du denn auf so einen Quatsch? Bist du etwa noch nie geflogen?«

Wieder schüttelte ich nur den Kopf. Ich war noch nie geflogen. Wozu auch? An die Nordsee lohnte sich das gar nicht, da fuhren wir mit dem Zug hin. Und sonst war ich noch nicht so wahnsinnig viel in der Welt rumgekommen. Höchstens mal in die benachbarten Ortschaften, um da am Wochenende von der Bank aus meiner Mannschaft zuzuschauen.

»Ist nicht wahr?« Sie versuchte, ihr Lachen zu unterdrücken, aber es gelang ihr nicht so richtig.

»Gibt es irgendwo ein Gesetz, das einen verpflichtet, vor seinem vierzehnten Geburtstag eine bestimmte Zahl an Flugmeilen zurückzulegen?«, fragte ich sauer.

»Nicht dass ich wüsste.« Sie hob beschwichtigend die Hände in die Höhe. »Irgendwann ist immer das erste Mal. Es ist nur so, dass Fliegen für mich normaler ist als Autofahren. Wenn meine Eltern sich mal ein Wochenende Zeit für mich nehmen, fliegen wir eher nach Rom oder Paris, als dass wir irgendwo

mit dem Wagen hinfahren. Fliegen ist für mich wie ... wie Schuhe zubinden. Im Grunde ist es stinklangweilig. Was ganz Alltägliches halt.«

»Schön für dich«, brummte ich immer noch beleidigt.

»Geht so«, murmelte sie und schob mich in der Schlange voran. »Wir müssen bei der Familie da vorne bleiben, dann denken die Sicherheitsleute, wir gehören dazu.«

Vor uns in der Schlange waren ein Vater, eine Mutter und ihre zwei Kinder. Der Junge und das Mädchen waren jünger als wir, trugen kurze Hosen und hatten beide eine hässliche Kappe auf dem Kopf. Genau wie ihre Eltern. Sie sahen aus, als würden sie in den Urlaub auf Mallorca oder auf sonst irgendeine Insel fliegen. Und das war ja wahrscheinlich auch so, schließlich hatten die Sommerferien gerade begonnen, und der Flughafen war sowieso voll mit Menschen, die die nächsten Wochen woanders verbringen wollten. Irgendwo, wo es schöner und sonziger war als hier.

»Na los, verlier nicht den Anschluss«, drängelte sie hinter mir.

»Das glaubt uns doch kein Schwein, dass wir zu denen gehören«, flüsterte ich. »Guck dir die doch an.«

»Tu einfach so, als wärst du ein genervter Teenager, der mit seinen Eltern und seinen kleinen Geschwistern in den Urlaub fahren muss, dann klappt das schon.«

Das fiel mir leicht. Genervt gucken ist eine meiner leichtesten Übungen.

Als wir an der Sicherheitsschleuse waren, tat ich einfach das, was die Leute vor mir auch machten. Ich legte meinen Laptop

und meine Reisetasche auf das Förderband und ging mit erhobenen Händen durch den Scanner.

»PIEP!«

Die Anlage schrillte anklagend, und einer von den Sicherheitsleuten winkte mich in eine der Umkleiden, die ich in der Schlange schon gesehen hatte. Ich drehte mich Hilfe suchend nach ihr um, weil ich Angst hatte, dass ich gleich als Terrorist verhaftet werden würde. Aber sie machte mir ein Zeichen, dass alles in Ordnung war.

Ich glaubte ihr nicht.

»Messer, Pistolen, Sprengstoff?«, fragte der Mann in der Uniform, ohne zu lächeln.

Ich sparte mir eine Antwort, sondern machte ein genervtes Gesicht und zuckte mit den Schultern, worauf er mich gelangweilt abtastete. Ich musste kichern, weil es kitzelte, und das war nicht gut. Man kann nicht gleichzeitig genervt gucken und lachen. Am Ende klopfte der Mann vorwurfsvoll gegen meine Gürtelschnalle und ließ mich gehen.

Hochrot lief ich zu ihr. Sie wartete am Ende des Sicherheitsbereichs mit meiner Sporttasche und strahlte mich an.

»Willkommen in meiner Welt! Wir haben noch etwas Zeit, bevor unser Flieger geht. Komm, ich zeig dir mein Wohnzimmer.«

»Dein was?«, fragte ich verständnislos.

»Na, den Flughafen. Was denn sonst?!«



6. KAPITEL

»Den Höhepunkt habe ich mir für den Schluss aufgehoben«, sagte sie, nachdem sie mir eine Stunde lang alle Geschäfte, Toiletten und auch die kleine Kapelle gezeigt hatte, in der man für einen guten Start und vor allem für eine sichere Landung beten kann. »Wenn dich jemand fragt, wo wir hinwollen, erzählen wir dieselbe Geschichte wie im Taxi. Kranker Opa in Hongkong.«

»Ich dachte, in Südamerika?«, fragte ich verwirrt, weil mir nach den vielen Eindrücken immer noch der Kopf schwirrte.

»Klar, und deswegen haben wir auch zwei Tickets nach Asien!«, erwiderte sie. »In unserer Geschichte lebt der natürlich ab jetzt immer genau in der Stadt, zu der wir gerade unterwegs sind. Ist doch logisch.«

Ich sagte nichts, sondern nickte nur, weil das ja nun wirklich nicht so schwer zu verstehen war.

Mit dem *Jemand*, der Fragen stellen könnte, war eine Frau in Stewardess-Uniform gemeint. Sie saß hinter einem Computer vor einer Tür, auf der »Premium-Lounge« stand. Als wir auf sie zugehen, holte Alexandra eine goldfarbene Karte mit dem

Logo einer Fluglinie aus ihrer Jackentasche und hielt sie der Stewardess hin. Die Frau warf einen kurzen Blick auf die Karte, dann sah sie uns an.

»Ihr beiden seid ganz allein unterwegs?«

»Unser Opa ist schwer krank und wir fliegen zu ihm nach Hongkong. Unsere Eltern warten da auf uns und holen uns am Flughafen ab«, log sie.

»Sehr schwer krank nämlich«, ergänzte ich, um auch etwas zu sagen und nicht nur dämlich nickend danebenzustehen.

»Oh, das tut mir leid!« Die Frau warf erneut einen Blick auf die Karte. »Eigentlich gilt die ja nur für eine Person, aber geht ruhig rein und macht es euch bequem. Ich sag euch Bescheid, wenn euer Flieger zum Einchecken bereit ist.«

»Die Goldkarte gehört meinem Vater«, flüsterte sie, als wir den Raum hinter der Tür betraten. »Damit kommt man hier fast überall rein und kann umsonst essen und trinken. Klappt aber leider nur hier in Deutschland.«

Ich hörte nicht richtig zu, weil ich von der Lounge völlig überwältigt war. Während die Plastiksitze draußen im Flughafen zwar praktisch, aber nicht besonders bequem aussahen, standen hier überall braune Ledersessel herum. In einigen von ihnen saßen Männer in Anzügen und lasen Zeitungen oder tippten auf ihren Smartphones herum. Es gab auch ein paar Frauen in schicken Kleidern, aber nur wenige. Zwischen den Sesseln liefen Kellner mit Tablett über dicke rote Teppiche und servierten Getränke und kleine Snacks. Das Ganze sah aus wie ein Restaurant, aber keines von denen, in die ich mit meinen Eltern manchmal gehe, sondern wie so ein richtig schickes.

»Mach es dir bequem und bestelle dir was«, sagte sie. »Ich muss noch was besorgen, aber ich lasse den Koffer hier. Pass auf, dass der dir nicht geklaut wird.«

Dann war sie auch schon weg, und ich stand allein auf dem weichen Teppich und spürte, wie mich alle anstarrten. Ich ließ mich schnell in den Ledersessel fallen, der mir am nächsten stand, und atmete einmal tief durch. Der Sessel war so bequem, dass ich am liebsten nie wieder aufgestanden wäre. Ich schloss die Augen und roch den herben Duft des Leders. Es war ein unglaublich cooles Gefühl, in dieser Lounge zu sitzen, und es war das erste Mal, dass ich dachte: Vielleicht wird diese Reise doch nicht so übel.

»Möchten Sie etwas trinken? Oder lieber ein Sandwich? Wir haben welche mit Pastrami, Chutney oder Avocadocreme.« Einer der Kellner hatte sich zu mir heruntergebeugt.

»Nur eine Cola bitte«, flüsterte ich, weil ich nicht die geringste Ahnung hatte, was Pastrami oder Chutney waren. Avocado hatte ich mal probiert, als meine Mutter eine aus dem Supermarkt mitgebracht hatte. Aber geschmeckt hatte sie keinem von uns. Das Beste an der grünen Frucht war der große braune Kern gewesen, weil der sich so wahnsinnig glatt angefühlte.

Ich hatte lange nicht an meine Eltern gedacht. Bevor ich in den Flieger stieg, musste ich ihnen unbedingt schreiben, damit sie sich keine Sorgen machten.

Ich holte mein Smartphone heraus und tippte eine kurze Nachricht an meine Mutter: »Hier ist alles gut, wie geht es

Opa?« Weil ich sowieso schon online war, schaute ich kurz auf meinem Blog vorbei. Nichts Neues. Aber da hatte ich plötzlich eine Idee. Ich machte ein Selfie von mir in dem noblen Sessel und schrieb darunter:



**Der mieseste Torwart der Welt auf Weltreise.
Fünf Sterne de luxe.**

Dann drückte ich auf Senden und wartete ab.

Es passierte aber nichts, und das lag wahrscheinlich daran, dass die meisten meiner Freunde auch schon irgendwo im Urlaub waren, wo sie kein Netz hatten. Hier in der Lounge gab es WLAN und das sogar kostenlos. Aber das wäre ja auch komisch gewesen, wenn man hier zwei Euro fünfzig fürs Internet hätte bezahlen müssen, obwohl man umsonst trinken und essen konnte.

Der Kellner stellte die Cola vor mir auf einem kleinen Tischchen ab und verschwand genauso lautlos, wie er gekommen war. Er war so schnell wieder weg, dass ich ihm gar nicht sagen konnte, dass ich doch noch gern so ein Sandwich probiert hätte. Wenn auch nur, um mit einem Foto davon auf meinem Blog anzugeben.

»Du fliegst doch nach Hongkong, nicht wahr?«

Ich schaute erschrocken hoch. Neben meinem Sessel stand ein Mann. Er war etwa so alt wie mein Vater, aber viel besser gekleidet. Er trug einen braunen Anzug, eine Krawatte und die gleiche Frisur wie Ronaldo. Bei ihm sah sie gut aus.

»Woher wissen Sie das?«, fragte ich. Es war unangenehm,

zu ihm aufsehen zu müssen. Extra aufzustehen wäre aber auch irgendwie blöd gewesen.

»Ich stand hinter euch, als ihr am Eingang über euren Opa gesprochen habt. Tut mir leid, das mit ihm. Ich hoffe, es wird wieder. Ich habe auch sehr an meinem Opa gehangen.«

»Danke«, murmelte ich verlegen.

»Könntest du mir einen Gefallen tun?« Der Mann war in die Knie gegangen, damit wir uns auf Augenhöhe unterhalten konnten. Ich fand das nett.

»Was denn?«

»Mein Neffe wird übermorgen fünf Jahre alt. Der lebt mit meiner Schwester in Hongkong und ich habe hier ein Geschenk für ihn.« Der Mann öffnete einen Aktenkoffer und holte eine kleine Schachtel heraus, die in buntes Geschenkpapier mit blauen Elefanten drauf eingepackt war. »Ich fliege heute nach New York, also genau in die andere Richtung. Könntest du es für mich mitnehmen? Meine Schwester holt es am Flughafen ab. Das macht doch keine Umstände, oder? Und der Kleine würde sich wahnsinnig freuen, wenn er pünktlich sein Geschenk bekommt.« Er hielt mir das Päckchen hin und ich nahm es.

Ich sagte ja schon, dass ich ihn nett fand. Und dass er sich solche Mühe gab, damit sein Neffe zu seinem fünften Geburtstag sein Geschenk bekam, machte ihn in meinen Augen sogar noch netter. Mir hatten meine Onkel und Tanten nie was zum Geburtstag geschenkt, obwohl die gar nicht weit weg von uns wohnen und es problemlos persönlich hätten vorbeibringen können.

»Kein Problem, mache ich gerne.« Ich packte die Schachtel in meine Sporttasche. »Was ist es denn?«

»Bloß eine Kleinigkeit.« Der Fremde zückte sein Smartphone und machte ein Foto von mir. »Damit meine Schwester dich am Flughafen erkennt. Du hast doch nichts dagegen, oder?«

Ich schüttelte den Kopf und er sah auf seine Uhr. »So spät schon?! Ich muss los, mein Flieger geht gleich. Danke dir und guten Flug.«

Der Mann erhob sich und verließ mit seinem Aktenkoffer eilig die Lounge, um sein Flugzeug zu erreichen. Im selben Moment kam eine SMS von meinen Eltern: »Unverändert. Mach dir keine Sorgen und genieß deine Ferien.«

Ich lehnte mich in dem Sessel zurück und sog wieder den schweren Lederduft ein. Dann griff ich nach der Cola und nahm einen Schluck. In dem Glas schwammen drei Eiswürfel und eine Scheibe Zitrone, genauso wie ich es am liebsten hatte. Ich schloss die Augen und ließ einen der Eiswürfel in meinem Mund zergehen, als mir plötzlich etwas auf die Beine flog.

»Für dich!«

Alexandra stand vor mir und zeigte auf das Buch, das auf meinem Schoß lag.

»Was ist das?«, fragte ich.

»Eine Schallplatte.« Sie grinste. »Sieht man doch.«

»Ich meine, was ist das für ein Buch?«

»*In achtzig Tagen um die Welt*. Ich habe doch versprochen, ich besorg dir ein Exemplar, damit du unterwegs was zu lesen hast. Warum hast du dir nichts zu essen bestellt?« Sie griff nach meinem Glas und nahm einen Schluck.

»Keinen Hunger«, schwindelte ich.

»Jetzt ist es auch zu spät. Unser Flieger wurde schon aufgerufen, das hat mir die Frau am Eingang gesagt.« Sie schnappte sich ihren Koffer und ich mir meine Sporttasche.

Ein bisschen tat es mir leid, dass wir die Lounge schon verlassen mussten. Irgendwie hatte ich mich hier wohlgeföhlt, irgendwie geborgen.

»Bald bist du keine Jungfrau mehr«, sagte sie, als wir auf unser Gate zuliefen.

»Wie bitte? Was soll das denn heißen?«

»Ich meine, was das Fliegen angeht. Ist doch dein erster Flug und dann gleich bis nach Hongkong. Andere fangen mit Berlin oder Gran Canaria an. Du musst dir aber nicht in die Hose machen, Fliegen ist sicherer als Autofahren. Auf den Straßen sterben jährlich dreieinhalbtausend Leute. Davor sollte man Schiss haben.«

»Ich habe keinen Schiss!«

»Dann ist ja gut.«

Vielleicht hatte ich doch Schiss, ein bisschen. Und vielleicht hatte ich mich deswegen in der Lounge so wohlgeföhlt, weil ich da nicht an den Flug denken musste.

Es wurde immer schlimmer. Je mehr ich versuchte, nicht daran zu denken, was wäre, wenn der Flieger abstürzte, desto mehr malte ich mir den Crash in allen Einzelheiten aus. Das brennende Triebwerk, das ich durch das kleine Kabinenfenster sehen konnte. Die panischen Schreie an Bord, als klar war, dass es keine Rettung mehr gab. Ich, wie ich unter Tränen versuchte,

meine Eltern anzurufen, um mich von ihnen zu verabschieden, während das Flugzeug mit der Schnauze voran im Steilflug auf die Erde zuraste. Sie, wie sie neben mir in einem Buch las, weil sie vor ihrem Tod unbedingt wissen wollte, wie es ausging. Ich musste unwillkürlich grinsen, weil sie sogar in meiner Fantasie die Coolere von uns beiden war.

»Was ist so lustig?«, fragte sie.

»Nichts, ich habe mir nur gerade vorgestellt, wie wir abstürzen«, erklärte ich wahrheitsgemäß.

»Du hast eine seltsame Art von Humor, hat dir das schon mal jemand gesagt?«, erwiderte sie. »Und jetzt hol deinen Pass raus, ohne den lassen sie uns nicht an Bord.«

Ich reichte meinen Pass der Stewardess, die das Einchecken überwachte. Alexandra gab ihr unsere Tickets, die die Frau über einen Scanner hielt. Ein grünes Licht leuchtete auf, und wir betraten den langen Gang, der uns zum Flieger führte.

Meine Beine zitterten genau wie damals, als ich in der fünf- undachtzigsten Minute eingewechselt wurde. Und genau wie damals gab ich mir große Mühe, damit es niemand bemerkte.

Rüdiger Bertram wurde 1967 in Ratingen geboren. Während seines Studiums schrieb er Glossen für den WDR-Hörfunk und arbeitete nach seinem Abschluss als freier Journalist (u. a. für die ZEIT). Später, nach einer Drehbuch-Ausbildung an der Internationalen Filmschule Köln, schrieb er für TV-Sitcoms und verantwortete als Chefredakteur den Branchen-Newsletter der Film- und Medienstiftung NRW. Als sein Sohn fünf war, schrieb er sein erstes Kinderbuch: „Thelonius in der Sofawelt“. Seitdem widmet er sich mit Herz, Leib und Seele Kinder- und Jugendbüchern und hat bereits zahlreiche Bücher bei großen deutschen Verlagen veröffentlicht.



Rüdiger Bertram

In 8 Tagen um die Welt

Illustrationen von Irmela Schautz

ab 10 Jahre / 192 Seiten

Hardcover mit Spotlack

innen 1-fbg.

14,2 x 21 cm

€ (D) 13,- / € (A) 13,40 / SFr 17,90*

Erscheint Juni 2018

ISBN 978-3-649-**66789-6**

Auch als eBook erhältlich

ISBN 978-3-649-**63108-8**